

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 33

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 33
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
18. August
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Es gibt so Schönes.

Von Hermann Hesse.

Es gibt so Schönes in der Welt,
Daran du nie dich satt erquickst
Und das dir immer Treue hält
Und das du immer neu erblickst:
Der Blick von einer Alpe Grat,
Am grünen Meer ein stiller Pfad,
Ein Bach, der über Felsen springt,
Ein Vogel, der im Dunkel singt,
Ein Kind, das noch im Traume lacht,
Ein Sterneglanz der Winternacht,

Ein Abendrot im klaren See,
Bekränzt von Alm und Firnenschnee,
Ein Lied am Straßenzaun erlauscht,
Ein Gruß mit Wanderern getauscht,
Ein Denken an die Kinderzeit,
Ein immer waches, zartes Leid,
Das nächtelang mit seinem Schmerz
Dir weitet das verengte Herz
Und über Sternen schön und bleich
Dir baut ein fernes Himmelreich.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lifa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 33

Endlich erhob sie sich. Langsam, mit über der Brust gekreuzten Armen ging sie Schritt für Schritt die schmale Holzstuppe hinunter, die durch den Weinberg führte, ging wie träumend unter hochgewölbten Vorbeerbüschen, an den goldenen Zitronellen-Bäumchen vorüber, eingehüllt von ihrem Duft, umschmeichelt vom Atem der sonnenbeschiedenen Blumen. Ihr Antlitz hatte den stillen Ausdruck der Opfernden, nicht aber den jubelnden Glanz derer, denen das Leben sein Höchstes schenken will, und die gewillt sind, ihm Hohes zurückzuzahlen. Als sie das weiße Haus betrat, war sie entschlossen, zu Frau Uttinger Mutter zu sagen. Aber es erschloßen viele helle Lichter in ihrer Seele. — — —

In einem weißen Kleid, mit einer schweren goldenen Kette um den Hals ging Rahel am nächsten Morgen hinüber in Frau Uttingers Haus. Aber sie stieg die Treppe nicht hinauf. Unter der Haustüre blieb sie stehen und ließ Johannes bitten, sie auf einem Spaziergang zu begleiten. Er kam und streckte Rahel ungewöhnlich bewegt die Hand entgegen, ahnungsvoll, wie es ihm oft geschah. „Welch schöner Gedanke, mich früh am Morgen in den Wald zu holen“, sagte er. „Jetzt, wo die Tannen blühen und der Waldmeister.“ Rahel sah ihn schweigend an, als hätte sie ihn noch nie gesehen. Wie schön war seine Stirne, wie fein der Mund und wie hochgewachsen ging er neben ihr, den Leidenszug auf dem Gesicht, den sie so gut kannte. Sie

dachte daran, daß sie sich Jesus als Kind so vorgestellt hatte, wenn man ihr von ihm erzählte. Aber der Entschluß, den sie im Weinberg gefaßt, hatte nichts an ihren Gefühlen geändert. Sie wollte geben und war froh, daß Nehmen ihr nicht als allzu großes Opfer erschien.

Sie nahm Johannes' Hand. „Komm. Es weht wunderbar frisch vom See her und es glitzert draußen in tausend Farben.“ Schweigend gingen sie nebeneinander. Johannes fühlte, daß Rahel anders war als sonst. „Was hast du, Rahel?“ fragte er. „Was ist dir begegnet?“ Sie antwortete nicht. Als sie in den Walddom eintraten, durchschauerte es sie. Jetzt — jetzt! Sie sah ihr Leben visionär als eine Mauer vor sich, hoch, grau, mit einem Tor, durch das sie mit Johannes eintreten sollte, um hinein in das Unbekannte zu gleiten. Sie fürchtete sich vor der Mauer.

Dichtes, smaragdgrünes Moos wuchs zu Füßen der langästigen Tannen. „Komm“, sagte sie und faßte Johannes' Hand. „Da ist unser alter Platz. Wir wollen da bleiben, ich möchte dir etwas sagen.“ Er sah sie an, und sie wurde blaß, obgleich sie wußte, daß seine Augen ohne Leben waren. Es summt laut um sie herum. Die Tannen rauschten. Die purpurroten Blüten schmückten die dunklen Nester, daß sie herrlich, ergreifend schön ausahen. „Die Tannen blühen, Johannes“, sagte Rahel. Und dann: „Ich glaube, wir sind allein im Wald.“ Johannes antwortete

nicht. Die Tannen blühen. Die dunkeln Tannen schmücken sich zu ihrem Fest? Ihre roten leuchtenden Kerzen glühen in der Sonne? Heftige Sehnsucht ergriff ihn. „Ich sehe sie nicht“, sagte er, der nie klagte. „Und meine Freudenlichter brennen nie.“

Da faßte Rahel seine Hand. „Johannes“, sagte sie, „ich möchte dir etwas schenken.“ Ihre Stimme klang wie einer Mutter Stimme. „Ist heute mein Geburtstag“, versuchte Johannes zu scherzen, „oder willst du das Fest der Vurpurlichter feiern?“ „Ich bin so allein, Johannes. Ich habe niemand, der mich versteht und sich um meine Seele kümmert...“ „Rahel“, rief Johannes laut. „Du bist ungerecht.“ „Als dich, habe ich sagen wollen. Du allein kennst meine Gedanken, dir darf ich alles sagen, auch was falsch und unrecht ist. Du hast mich lieb, nicht wahr?“ Johannes erschrak heftig. Was wollte Rahel? Was sie in seinem Herzen? Was sie die Qual, die für ihn darin lag, ihre Hand in der seinen zu fühlen und sie nicht festhalten zu dürfen? Wollte sie fort? Was wollte sie von ihm?

„Johannes, ich habe dich lieb“, sagte Rahel neben ihm. „Schweig, Rahel“, rief er, „rede nicht. Ich bin ein Mensch, und meine Kräfte sind begrenzt.“ „Doch, ich möchte weiter reden. Ich nütze niemand. Außer dir liebt mich niemand.“ „Rahel“, rief Johannes wiederum. „Wie redest du? Du Bewunderte, Geliebte und Angebetete, dich liebt niemand?“

„Nein“, sagte sie fest. „Nicht so, wie ich geliebt sein muß. Mein Herz hat sich geirrt, als es zu lieben glaubte. Wie verlassen und arm ich mich fühle, kannst du nicht wissen. Auf der ganzen Welt möchte ich bei niemand so gerne sein, wie bei dir. Möchtest du nicht, daß ich deine Frau werde, Johannes?“

Er sah Rahel starr an. Ohne ein Wort zu sagen, schüttelte er heftig und mehrere Male den Kopf. Dann stand er auf und machte zwei, drei hilflose Schritte.

„Rahel, um Gotteswillen, führe mich so nicht in Versuchung. Du weißt, daß das niemals sein darf und kann. Nie, nie.“

„Ich glaubte, du liebtest mich“, sagte Rahel. „Ich lüge doch nicht, wenn ich sage, ich möchte gerne mit dir leben. Ich möchte es, Johannes.“

Er warf sich wieder auf das weiche Moos. „Ich darf nicht, Rahel. Es wäre ein Raub und eine Sünde. Du kennst dich nicht, kennst deine eigenen Wünsche nicht, und die Welt nicht, nichts, nichts.“

„Johannes, ich flüchte mich ja zu dir, willst du mich denn von dir stoßen?“

„Rahel, ich kenne dich. Du willst ein Opfer bringen, du willst deinem Leben einen Halt geben, willst dich zwingen, nicht dir allein zu leben, willst in der Entsagung Ruhe finden. Oh, Rahel, Herzenskind, es ist der falsche Weg. Du darfst ihn nicht gehen. Ich weiß, daß du ihn nicht gehen darfst. Du suchst Liebe und willst mit dem Erfas vorlieb nehmen. Warte doch. Liebe wird dir überreich zuteil werden. Habe doch Geduld.“ Er schwieg.

„So muß ich fort. Hier bleibe ich nicht. Ich kann nicht alle die Geister um mich fühlen, die mich mein Leben lang umspinnen haben. Ich kann nicht auf einem Stuhl sitzen

und den Tag vorbeischieben sehen, niemand zur Freude, mir zur Last. Irgend jemand will ich nützen, jemand muß ich lieb haben können. Dich habe ich lieb, Johannes, und du jagst mich fort.“

„Rahel“, sagte er leise, „du quälst mich mehr als ich sagen kann.“

„Gib mir deine Hand, Johannes“, sagte Rahel. Er gab sie ihr, beinahe willenlos. Da beugte sie sich herab und küßte sie. „Nun habe ich mich mit dir verlobt“, sagte sie und legte auch noch ihre andere Hand in die seine. „Begreifst du denn nicht, daß du mir mehr sein kannst als alle andern, weil du mich kennst, und die andern mich nur sehen? Das ist doch mehr, ist wichtiger, das verbindet mich dir doch viel tiefer, nicht, Johannes?“

Er rührte sich nicht. Die warmen Hände, die er in den seinen fühlte, Rahels Nähe und ihre weichen Worte nahmen ihm alle Kraft des Widerstandes. „Ist es wahr, daß du mich lieb hast? Ist das wenigstens wahr und kein Opfer? Du willst mir dein Leben schenken, mir, dem blinden Manne?“

„Ich will bei dir sein. Es ist mir kein Opfer, ich tue es dir und mir zuliebe.“

„Oh, Rahel...“ So fest er die lange Zeit, seit er Rahel liebte, geblieben war, und sogar seine Wünsche zerpfückt, und sich verboten hatte, so jäh zerflatterten nun alle Hemmungen und ließen den Strom seiner Gefühle schrankenlos sie überfluten. „Rahel“, flüsterte er. „Du — du.“ Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie inbrünstig.

Sie teilte seine Wärme nicht, aber sie empfand weder Ungeduld noch Widerstreben. Er sollte glücklich sein durch sie. „Komm“, rief sie, „wir gehen zur Mutter.“

Jetzt erst wurde sich Johannes des unermesslichen Reichtums und seines Glückes bewußt. Er hielt Rahels Hand krampfhaft fest, am ganzen Leibe zitternd. Eine Flut von Sehnsucht ging von ihm zu ihr. Sie sprachen auf dem ganzen Wege nichts. Als sie Johannes' Wohnzimmer betraten, atmete er tief und ließ ihre Hand los. „Du bist frei, Rahel. Schüttle mit dem Kopf, und ich gehe.“ — „Ich will nicht frei sein“, sagte Rahel.

Sie standen im nächsten Augenblick vor Frau Attingers Bett, die einen einzigen Blick auf das junge Mädchen warf und mit einem ersticken Laut ihre Hand ihr entgegenstreckte. „Rahel, Kind...“ Rahel rührte sich nicht. Ihr war plötzlich, als sei sie weit weg, als sei sie noch ein Kind, oder schon uralt, und als dringe Frau Attingers Stimme nur ganz leise und aus weiter Ferne zu ihr. Dann raffte sie sich auf und ließ sich küssen und umarmen, segnen und mit guten Worten überschütten. Aber das sonderbare Gefühl der Wesenlosigkeit verließ sie nicht, und sie riß ihre Augen weit auf, um sich klar zu werden, daß ihre Seele sie nicht verlassen, und daß sie, die mit Liebkosungen überschüttet wurde, wirklich sie selbst, Rahel sei. Plötzlich brach sie in Tränen aus, und es schwindelte ihr. Johannes führte sie hinüber in das blumen- und sonnenerfüllte Zimmer und ließ sie allein.

Sein Fühlen war ein drängendes Dankgebet. Er dachte nichts und wollte nichts denken, fürchtete nichts und wollte nichts fürchten, wünschte nichts, wußte nur, daß Rahel sein Leben mit ihm teilen wollte. Eben so sicher wußte er, daß

er hätte verzichten sollen, und daß seine Kraft nicht ausreichte, dies Opfer zu bringen. Er ahnte, wußte, daß das Schicksal diese Untreue gegen sich selbst ahnden würde. Besitzen, als befäßen wir nicht, hörte er die Stimme aus Genezareth sagen. Das war es. Er wollte besitzen, als befäße er nicht. Vielleicht löste er sich dadurch. Vielleicht, wenn er ihre Liebe als ein Geschenk täglich und stündlich für sie bereit hielt, durfte er Rahel behalten.

Als sie ihn rief und er sich tastend neben ihr auf seinem Lehnstuhl niederließ, strich er ihr über die Haare. „Rahel, vergiß es nicht. Deine Liebe bleibt dein Eigentum. Du weißt es?“

Sie schaute verwundert auf. „Behalte sie. Meine Liebe hat für mich nur Wert, wenn ich sie verschenken darf“, sagte sie. Da bog er sich zu ihr herab und küßte sie.



Der Vogelhändler. — Nach einem Pastell von Rudolf Schiefl.

Sidney an Rahel.

Rahel, Rahel, sage mir, daß es nicht wahr ist, was du mir schreibst. Schreibe, daß dich eine Phantasia gefangen hält, daß Opferübermut dich ankam, eine Hypertrophie der Hingabe. Oder sage, du seiest in somnambulen Zustand gewesen, verhext, sage was du willst, aber nicht, daß du Sohannes Attinger heiraten willst. Du, Rahel, die das Urbild war eines lebenskräftigen, liebefähigen Menschen, du, einem Blinden gesellt, in seine Nacht verstrickt, gebunden an einen, der nie deine tiefen, sehnsüchtigen Augen, nie deinen stolzen Mund, nie all das Feine und Zarte sehen wird, das beim Reden dir über Stirn und Wangen huscht, der sich nie über die Anmut freuen kann, die deinen Gang dem des Rehs gleich macht. Rahel, Rahel, sage nein. Meine Einwände sind äußerlich, ich bin mir bewußt, daß ich von äußern Dingen rede, von nebensächlichen Dingen. Im Zusammenleben ist nichts nebensächlich, alles wichtig, mehr oder weniger, aber alles ist wichtig. Was schert es mich, wenn ein Reisefamerad Bewegungen hat, die mir mißfallen, eine Stimme, die mich quält, wenn er eine Denkmalsart hat, die nicht die meine ist, und liebt, was ich verachtete, verachtet, was meiner Seele nötig ist? Ich gehe vorüber, er geht vor-

über. Aber wenn man zusammengeschiedet ist, da ist alles von Bedeutung. Und wenn die Zusammengeschiedeten Eheleute sind, kostbare Menschen, Persönlichkeiten, da sollten sie so zusammen stimmen, daß ein Kunstwerk aus ihnen beiden entsteht, eines der Kunstwerke, die die Japaner machen, wo ein Gebilde sich ineinander fügt, Rundung auf Rundung steht, Ecke an Ecke sich schmiegt. Versteh mich nicht falsch. Weichliches Ineinanderfließen meine ich nicht, kein Nachplappern und ewiges Tasagen. Die beiden müssen ihr Leben lang an dem Kunstwerk arbeiten, und das Leben ist kaum lang genug dazu. Sie müssen es doch zusammen aushalten und dürfen sich nicht hassen.

Wie soll das bei Sohannes und dir möglich sein? Ein Blinder lebt in einer Welt, die er sich schafft, der Sehende lebt in der Wirklichkeit — o, unendlich wären die Bedenken, wenn du sie sehen wolltest. Ich will überhaupt nur sagen, du seiest zu schade für einen Blinden. Sohannes kenne ich ja. Herrlich als Mensch. Aber als Mensch für sich. Ueberleg dir's, denke einmal praktisch über so ein Eheleben nach, über dich als die Frau eines Blinden, angekettet, unfrei durch allzu große Pflichten, gebunden durch dein Hingabegefühl. Wisse, daß, so wie du bist, du dich selbst immer mehr binden wirst, denn du bist liebevoll und wirst nicht leicht-



Wien. Kärntnerring mit Oper.

sinnig werden wollen. Rahel, ich habe nicht Worte genug, dich zu warnen. Ich weiß, daß ich dich verleze, aber es geschieht aus Liebe zu dir. Werde seine Schwester, seine Mutter, seine Pflegerin, aber nicht seine Frau.

Sieh, Rahel, es bringt jedes Zusammensein genug des Schwierigen mit sich. Gut sind wir Menschen ja nicht, und jedes will seinen Teil für sich. Aber das Zusammensein in der Ehe verlangt mehr als jedes andere, soll es eine Ehe sein. Sei ohne Schuld, sei ohne Falsch, sei gut, sei vornehm denkend, dennoch wirst du seufzen. Denn du bist ein Mensch, der sich entwickelt. Führen nicht beider Wege über Dornen und Steine der Vervollkommnung entgegen, gehen ihre Wege auseinander, sieh Rahel, das allein genügt, um das Zusammenleben in der Ehe unendlich schwierig zu gestalten. Du willst zu viel auf dich nehmen. Johannes kann dich weder beschützen noch hüten. Allein auf seinem Vertrauen zu dir ruht seine Liebe. Bist du deiner sicher? Darfst du es wagen, ihm für immer — für immer, Rahel — die Hand zu geben und zu sagen: ich lasse sie dir, fürchte nichts? Du schlägst einen Hilflosen, wenn du deine Hand zurückziehst. Doppelt schwer wird Schuld auf dir laften, die vielleicht gar keine ist, wenn der andere Teil sich wehren kann.

Es ist besser, ich höre auf. Ich möchte dich nicht quälen, aber denke nach, Rahel. Laß Edelmut und Idealismus beiseite, ziehe sie nicht groß, sie möchten sich an dir rächen wie verwöhnte Kinder, denen man alles gegeben, und die einen dafür mißhandeln.

Ich wußte, daß du in der Stadt warst bei meiner Tante Mariechen. Ich weiß, daß du das Leben in manchen Farben leuchten sahst. Weiß, daß du geliebt und bewundert wurdest, weiß auch, daß du jetzt mit leisem Unbehagen dich über dich selbst wunderst, denn ich kenne dich, Rahel. Aber das alles mußte sein, du brauchtest diese schillernde Seifenblase, in der dein eigenes Selbst, das Leben und die Welt sich spiegelten, und du mußtest sehen, daß Liebe nicht von Engeln stammt, sondern menschlich ist.

Das alles war gesund, Fehler muß man machen, es sind Stufen. Dummheiten und auch Schlimmeres muß sein. Aber es muß nicht sein, sich für sein Leben an Totes zu binden. Ich könnte mir Jesus blind vorstellen, es hätte für

die Menschheit keinen Unterschied gemacht, aber kannst du dir die Götter blind denken? Verstehst du, was ich meine?

Kein Mensch auf Erden verführt mich zum Predigen als du. Spielen die beschützenden Kinderjahre immer noch eine Rolle? Habe ich so viel vom Vater in mir, dir gegenüber? Bin ich immer der ältere Bruder, wenn's dich betrifft? Verzeih, aber mir krampft es das Herz zusammen. Rede mit Johannes über das, was ich dir schrieb. Sage es ihm, daß ich dich aufhebe. Er soll sich verteidigen, aber er soll wissen, was er tut und die Verantwortung übernehmen. Das kann er und muß er.

Rahel, gehe deine eigene Wege.
Sidney.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, die Stadt der Lieder.

Von Dr. Bruno Stroheim, Wien.

Im Herbst und Winter ist es vor allem die Fülle der weltberühmten Kunstdarbietungen Wiens, die Spitzenleistungen in der Musik, Oper, der Konzerte, der Sprechbühnen und der großen gesellschaftlichen Veranstaltungen, welche die Anziehungskraft auf die Fremden ausübt. Im Frühling und Sommer aber kommen mehr die vielen äußerlichen Schönheiten der Stadt „am blauen Donauström“ zur Geltung.

Während der warmen Jahreszeit nun steigert sich das Leben Wiens in den Straßen und Parkanlagen, den Cafés mit ihren Gärten und konzentriert sich am Ring, wohin der Fremde seinem Führer oder dem Strome der Spaziergänger bald folgen wird. „Der Ring“ — er ist etwa, was die Grands Boulevards in Paris, der Kurfürstendamm in Berlin, der Newski Prospekt in Petersburg darstellt. Eine prachtvoll angelegte 57 Meter breite Straße, welche in einer Länge von zirka 5 Kilometer die Altstadt, welche der Wiener „die innere Stadt“ nennt, umläuft und die auf beiden Seiten von stolzen Palästen flankiert wird.

Das Charakteristische der Wiener Ringstraße aber ist, daß, in die Häuserzeilen gebettet, Parkanlagen liegen, wie ausgesparte grüne Inseln des Friedens und der Ruhe im Meer der steinernen Fronten und der Brandung des Großstadtlärms. Mit dem Rathauspark, dem Volksgarten, dem Schiller-, Stadtpark-, Kaisergarten und den Raianlagen, die Tausenden ein Refugium bieten, säumen und schmüden sie unmaßhlich den Ring mit leuchtendem Grün, senden Duft, Kühle und Ozon in die Straßen...

„Eine Gartenstadt“, so nennt man Wien mit Recht; aber diese Bezeichnung kann nicht hinreichend jene Summe von Schönheitseindrücken vermitteln, welche der Spaziergänger von der speziellen Eigenart Wiens empfängt, wenn das Sonnengold auf den grünenden Bäumen des „Ring“ und den am Straßenrand angelegten Beeten liegt, sowie auf den Schaufenstern der Stadtgeschäfte, in denen die erstklassigen Erzeugnisse der Juwelen-Galanterie und Bekleidungsbranche, Fleiß und Geschmäck des Wieners wahrhaft imponierend beweisen. Und das Leben dieser Stadt ist, wenn auch in feinen Rhythmen von den anderen großen Hauptzentren der Welt verschieden, so doch voll pulsierender Bewegung. Und sie weiß dabei solchen Charme und solche Anmut auf, daß einem der kürzere oder längere Aufenthalt unvergänglich bleibt.